

Biblisches Forum

Zeitschrift für Theologie aus biblischer Perspektive
www.bibfor.de ■ ISSN 1437-9341

Ausgabe 2006

Christian Schramm

Grenzgänger zwischen den Welten

*Erfahrungen, Eindrücke und Gedanken
aus der Heiligen Stadt Jerusalem*

Inhalt

27. Juli 2006, 14.35 Uhr, Ben-Gurion-Airport, Tel Aviv	2
Wir sollen, wir sollen nicht, wir sollen – Schwierige Entscheidungsfindung zu Beginn	2
Von Krieg keine Spur – Paradoxe Erfahrungen vor Ort	4
So viel Verschiedenes auf so engem Raum – Leben zwischen unzähligen Welten	5
Schlaglicht: Nahrungsaufnahme	5
Schlaglicht: Religiöses Leben	6
Schlaglicht: Einkaufen	7
Schlaglicht: Zeitempfinden/Zeitmanagement	9
Schlussendlich	10
Grenzgänger zwischen verschiedenen Welten auf Zeit – Auf der Suche nach einer eigenen Identität inmitten des Trubels	10
„Komm und sieh!“ – Tag für Tag aufs Neue Neues entdecken	12

27. Juli 2006, 14.35 Uhr, Ben-Gurion-Airport, Tel Aviv

Soeben ist die Maschine aus München gelandet. In knapp vier Stunden habe ich ungefähr 4000 km zurückgelegt und bin von einer Welt in eine völlig andere katapultiert worden: aus Deutschland, Mitteleuropa – meiner Heimat von Geburt an –, nach Israel, Naher Osten. Das geht schnell, sehr schnell, zu schnell. Eigentlich müsste ich mich erst mal setzen und die eigene Seele nachkommen lassen – wie es in einem indianischen Sprichwort heißt. Aber uneigentlich geht das Leben hier weiter und ich selbst schwimme im Strom der aussteigenden Reisenden mit. Jedes abweichende, gewissermaßen *anormale* Verhalten würde auch mit Sicherheit das Sicherheitspersonal auf den Plan rufen – oder die Reinigungskräfte der Fluggesellschaft.

So verlasse auch ich das Flugzeug und trotte durch die Gangway Richtung Passkontrolle, Einreisecheck und Gepäckausgabe. Ich tue dies mit gemischten Gefühlen. Nicht, dass ich mich nicht auf die Zeit in Israel freuen würde, doch es herrscht Krieg im Norden des Landes, das für die nächsten acht Monate meine neue *Heimat* werden soll. So reise ich ein mit dem Gedanken vor Augen, dass ich dieses Land vielleicht schneller wieder verlassen muss als mir lieb ist ...

... Dass meine ersten Befürchtungen nicht Wirklichkeit geworden sind und dass ich heute, gute zwei Monate später, immer noch hier bin, freut mich sehr und ich danke Gott für die überraschende Entspannung der Lage. Bei meiner Einreise sah dies allerdings noch ganz anders aus und ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich so verhältnismäßig kurze Zeit später in Tabgha am See Genesareth, also im Norden des Landes, sitzen und diese Zeilen niederschreiben würde. Ja, am Anfang sah es eher danach aus, dass das Theologische Studienjahr Jerusalem – ein deutschsprachiges, ökumenisches Intensivstudienprogramm in Jerusalem –, im Rahmen dessen ich hier in der Studienleitung beschäftigt bin, in diesem Jahr nicht beziehungsweise nicht im Heiligen Land stattfinden würde.

Wir sollen, wir sollen nicht, wir sollen – Schwierige Entscheidungsfindung zu Beginn

Wenige Wochen vor dem geplanten Start des 33. Theologischen Studienjahres am 14. August 2006 brach nämlich im Gefolge der Entführung zweier israelischer Soldaten durch die Hisbollah-Miliz der so genannte *Libanonkrieg* aus und die militärischen Auseinandersetzungen im Norden des (Heiligen) Landes brachten die Studienleitung in große Entscheidungsnot.

Ist es angesichts der aktuellen Entwicklungen überhaupt verantwortbar, ein Studienprogramm in Israel durchzuführen? Können wir guten Gewissens junge Studierende in ein Land holen, das Krieg führt? Kann der sichere und so weit wie möglich reibungslose Ablauf des Studienprogramms gewährleistet werden? Wie sieht es neben der physischen Gefährdung mit der psychischen Belastung aus – vor allem für die Studierenden, die

noch nie im Land waren und dementsprechend mit den Umständen hierzulande nicht vertraut sind? Wie lässt sich eine positive Entscheidung begründen und vertreten gegenüber den Geldgebern (DAAD und DBK), den Eltern und Freunden der Studierenden, zu guter Letzt den (potenziellen) Studienjählern und Studienjählerinnen selbst?

Diese und noch viele weitere Fragen hatte sich die Studienleitung zu stellen und in dieser Phase der Entscheidungsfindung erwies sich für mich besonders die tägliche *Raketenstatistik* als bedrohlich und geradezu bedrängend: Tag für Tag erwartete ich mit Spannung und Anspannung die Meldungen der Einschläge in Israel. Jeden Tag gab es etwas Neues im Norden: Mal schoss die Hisbollah mehr, mal etwas weniger, und dies trotz israelischer Militäroperationen in unverminderter Härte. Doch beschränkte sich die Bedrohung keineswegs nur auf den Norden Israels. Von Tag zu Tag flogen die Hisbollah-Raketen weiter in den Süden Israels hinein und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis Tel Aviv erreicht sein würde. Dann – dies war für mich fraglos klar – ist an ein Studienjahr in Jerusalem nicht zu denken, denn von Tel Aviv nach Jerusalem ist es wirklich nicht mehr weit.

Doch glücklicherweise kam es nicht so weit, denn die Raketen kamen nicht so weit. Die Situation stellte sich somit kurz vor dem geplanten Beginn des Studienprogramms wie folgt dar: Im Norden herrschte nach wie vor Krieg und in Galiläa war die Gefahr durch Katjuscha-Raketen und Artilleriegeschütze groß, doch in Jerusalem war es verhältnismäßig ruhig. Zwar muss man hierzulande immer mit (Selbstmord-)Anschlägen rechnen, doch direkte Auswirkungen des Krieges waren nicht zu befürchten. So wurde mit einigen Worst-Case-Szenarien, Notfallplänen und Alternativvorschlägen im Gepäck verantwortet beschlossen, das 33. Theologische Studienjahr in Jerusalem zu beginnen – trotz Krieg und der aktuellen (politischen) Situation. Dabei war die Anbindung an die und der rege Kontakt mit der Deutschen Botschaft in Tel Aviv sehr wichtig, hatten wir hier doch einen verlässlichen, erfahrenen und vertrauenswürdigen *Partner* gefunden.

Wer die Vorgänge im Nahen Osten aufmerksam verfolgt hat, wird mir jetzt vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen wollen, sind doch parallel zum *Libanonkrieg* auch militärische Auseinandersetzungen im Gazastreifen ausgebrochen (auch hier schien eine Entführungsaktion als *Initialzündung* fungiert zu haben). Diese sind bislang mit keinem Wort erwähnt worden. Dies ist zweifelsohne richtig. Doch so wenig dies in den deutschen Medien in der täglichen Berichterstattung eine Rolle spielte, so wenig fühlte man sich hier in Jerusalem von den Geschehnissen dort bedroht. Es ist schon erschreckend, wie sehr ein prominent-exponierter Krisenherd wie der Libanon die weltweite Aufmerksamkeit so auf sich konzentrieren kann, dass Krieg, Leid und Tod anderswo – und zwar gewissermaßen in der *Nachbarschaft* – fast vollständig unbeachtet bleiben.

Von Krieg keine Spur – Paradoxe Erfahrungen vor Ort

Nicht zu übersehen war dagegen der Krieg im Norden, lieferten die Fernsehkameras doch Tag für Tag aufs Neue Bilder von Tod und Zerstörung auf beiden Seiten der Grenze. Wer sich in Deutschland den Bildern und Berichten ausgesetzt hat, wird kaum auf den Gedanken gekommen sein, nach Israel reisen zu wollen – bzw. nicht selten wurde der Eindruck erweckt, als sei dies in der momentanen Situation nur unter Lebensgefahr möglich. Die Geschehnisse im Norden fielen eindeutig in die Kategorie *Militärische Auseinandersetzungen*, die Bedrohung durch Hisbollah-Raketen betraf grundsätzlich ganz Israel und wie sich die Nachbarstaaten, allen voran Syrien und Iran, verhalten würden, war ebenfalls kaum absehbar. Der Nahe Osten hatte sich immer wieder – ich erinnere nur an 1967 und 1973 – als *explosives Pulverfass* erwiesen und entgegen der ersten Ankündigungen hatten die israelischen Militäroperationen im Libanon deutlich mehr an Zeit benötigt als erwartet – wobei die zu erreichenden Ziele niemals ganz klar wurden. Von den entführten Soldaten konnte auf jeden Fall keiner gefunden, geschweige denn befreit werden. Vor diesem Hintergrund war nicht abzuschätzen, ob dieser Krieg noch wenige Tage, wenige Wochen oder gar einige Monate dauern würde. Auf jeden Fall schien keine der beiden Seiten zum Einlenken oder *Nachgeben* bereit zu sein und waffentechnisch war man ebenfalls offensichtlich gut gerüstet. Israel befand sich im Krieg – genau genommen sogar an zwei Fronten (Libanon/Gazastreifen).

Umso mehr war ich erstaunt – und so erging es wahrscheinlich den meisten der Studierenden –, dass weder in Tel Aviv noch in Jerusalem von dem im Norden tobenden Krieg etwas zu spüren war. Die Situation hier in Jerusalem stellte sich *normal* – für hiesige Verhältnisse – dar, an eine für Europäer erstmal überraschende Militär- und Polizeipräsenz in der Stadt war ich ja bereits einigermaßen gewöhnt (Nebenbemerkung: Es ist schon erstaunlich, wie schnell man die eigenen *Normalitätsstandards* an die aktuelle Umgebung anpasst. Ich selbst finde mittlerweile schwer bewaffnete Soldaten mitten in der Fußgängerzone kaum mehr merkwürdig oder besorgniserregend und auch der obligatorische Blick des Security-Personals in Rucksäcke und Handtaschen vor dem Betreten von Kaufhäusern, Kinos oder Cafés gehört für mich zum alltäglichen Leben hier mit dazu.). Nichts ließ erkennen, dass wenige hundert Kilometer entfernt Krieg geführt wird, Tag für Tag mit vielen Verletzten und auch Toten.

Krieg stand nur dann auf dem Programm, wenn es um 21 Uhr Ortszeit (Zeitverschiebung von Deutschland aus gesehen: + 1 Std.) hieß: „Hier ist das erste deutsche Fernsehen mit der Tagesschau“. Es mag paradox erscheinen, aber deutsches Fernsehen versorgte uns mit Informationen über ein Geschehen, das sich wenige hundert Kilometer entfernt abspielte. Ganz ehrlich: Seitdem ich im Land Israel war, war ich wesentlich weniger über die aktuellen Kriegsentwicklungen informiert, als dies noch in Deutschland der Fall war. In Jerusalem ging – und geht – das alltägliche Leben seinen normalen Gang, von Krieg keine Spur.

Eine Spur davon wurde nur vermittelt, wenn Benediktiner vom Priorat Tabgha, das am See Genesareth gelegen ist, zu Besuch zu ihren Brüdern nach Jerusalem kamen und als Augen- und Ohrenzeugen von ihrem aktuellen Leben im Norden Israels berichteten: Da war die Rede vom regelmäßigen Dröhnen der israelischen Artillerie auf der einen, von Einschlägen der Hisbollah-Raketen auf der anderen Seite. Je nachdem, welche Fenster der Klausur erzitterten, ließ sich ausmachen, ob mal wieder ein Geschöß im nahe gelegenen Tiberias niedergegangen war. Und wenn es ganz schlimm wurde, dann wurde die Tagzeitenliturgie schon einmal im Luftschutzkeller gefeiert. So haben sie in Tabgha ausgeharrt unter teils sehr widrigen, schwierigen Umständen, wovon man sich in Jerusalem allerdings keinerlei Vorstellung machen konnte.

So viel Verschiedenes auf so engem Raum – Leben zwischen unzähligen Welten

Doch ist der Libanonkrieg – Gott sei's gedankt – mittlerweile zu Ende gegangen. Die israelischen Truppen haben sich wieder zurückgezogen, der Raketenbeschuss Nordisraels durch die Hisbollah ist auch eingestellt und eine internationale Friedenstruppe soll in der Grenzregion zwischen Israel und dem Libanon für Ruhe und Ordnung sorgen. Ob diese Mission von Erfolg gekrönt sein wird, muss die Zukunft zeigen.

Derweilen läuft das 33. Theologische Studienjahr in Jerusalem erfolgreich weiter, doch auch ohne Krieg in nächster Nähe ist das Studieren und vor allem Leben hier im (Heiligen) Land und besonders in der (Heiligen) Stadt alles andere als anspruchslos. Vielfältig sind die Eindrücke, die Tag für Tag auf einen einprasseln, herausfordernd die Anfragen, denen man sich ausgesetzt sieht, wenn man auch nur einen Schritt vor die Tür des Studienhauses (Beit Josef) macht. Was voraussetzt, dass man hinaus geht in die *weite Welt* und nicht in der deutschen *Enklave* des Studienhauses verbleibt. Die spannend-spannungsreiche Welt Jerusalems (und Israels/Palästinas) kommt nämlich nur sehr punktuell und sporadisch zu Besuch ins Beit Josef. Da ist man schon gefordert, sich auf den Weg zu machen und zu erkunden, was um einen herum geschieht. Und lässt man sich auf dieses *Abenteuer* ein, dann ist man hierzulande konfrontiert mit einer Vielzahl völlig unterschiedlicher Welten. Dies möchte ich im Folgenden mittels einiger Schlaglichter grob skizzieren.

Schlaglicht: Nahrungsaufnahme

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, so lehrt es uns die Bibel, doch ohne Brot ist es mit der Lebensenergie auch nicht weit her – jedenfalls auf Dauer. Soll heißen: Auch in Jerusalem muss gegessen und getrunken werden. Doch wer die Wahl hat, hat die Qual:

Da wäre der Speisesaal des Beit Josef mit einer manchmal etwas eigenwilligen Mischung aus einheimisch-arabischer Küche und deutschen Spezialitäten: Studienjahresfa-

milienatmosphäre im Keller des Hauses. In guter christlicher Tradition werden die Mahlzeiten gemeinsam begonnen und beendet, mit Gebet oder Gesang.

Doch kann man in Jerusalem auch vollkommen anders zu Mittag speisen, wenn man sich beispielsweise mitten hinein ins chaotische Treiben am Damaskustor im muslimischen Teil der Altstadt Jerusalems begibt. Ein bunter Trubel brandet einem entgegen. Zulieferer mit Handwägen drängeln sich durch die Massen, die hinein- und hinauswogen. Dazwischen findet sich immer wieder mal ein typischer Kleintraktor mit Anhänger, der sich knatternd und hupend den notwendigen Freiraum in den manchmal viel zu eng erscheinenden Gassen des Suks verschafft. Händler bieten lauthals ihre Waren feil – „*ashera Shekel, ashera Shekel*“ –, dazwischen dröhnen weitere unverständliche arabische Parolen über Lautsprecher. Eine grundsätzlich andere Mittagessenumgebung als der Speisesaal des Beit Josef: laut, chaotisch, einfach *trubelig*. Am Damaskustor gibt es nach wie vor die besten Falafel Jerusalems, die trotz leichter Preissteigerung immer noch lecker *und* günstig sind. Ein ruhiges Plätzchen zum Verzehr sucht man hier allerdings vergeblich.

Letzteres bietet dagegen das Österreichische Hospiz, zu Fuß nur eine kurze Strecke vom Damaskustor entfernt. Mitten im muslimischen Altstadtviertel gelegen ermöglicht es die nahezu surreale Erfahrung österreichischer Lebens- und Speisekultur, wo man sie am wenigsten vermutet. Wer das Tor passiert hat, lässt Geschrei, Lärm, fast die komplette muslimische Welt hinter sich und draußen und taucht – in der Cafeteria – ein in die Welt österreichischer Kultur: klassische Musik im Hintergrund, Kaffee in – für einen Deutschen kaum unterscheidbaren – Variationen, Schlagobers, Sachertorte und Co. Würde nicht der Ruf des Muezzin ab und an hereindringen, man könnte meinen, man sei in einem Wiener Kaffeehaus.

Daneben gibt es natürlich noch eine Unzahl arabischer und israelischer Lokalitäten, die sich alle um die nach wie vor heiß umworbenen Gäste und Touristen bemühen. Möglichkeiten der Nahrungsaufnahme stehen einem in Jerusalem somit viele zur Wahl. Nicht selten liegen (erlebnismäßig) Welten dazwischen, obwohl man bequem zu Fuß von einem Ort zum anderen gehen kann.

Schlaglicht: Religiöses Leben

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund des Herrn hervorgeht.“ Jerusalem, die Heilige Stadt, ist vor allem auch eine Stadt des Gebetes und des Gottesdienstes – jedenfalls, wenn man die Altstadt und deren näheren *Dunstkreis* betrachtet. Hier ist alles vertreten und alles zu finden: Protestanten, Katholiken, Orthodoxe – mit den jeweiligen unzähligen Unterdifferenzierungen –, Juden, Muslime und noch einiges mehr, was keiner der vorgenannten Kategorien eindeutig zuzuordnen ist.

Wieder sind auf engstem Raum Dinge vereint, die unterschiedlicher kaum sein können: verschiedene Kirchenglocken, die die Zeit ansagen oder kurz vor Gottesdien-

ten zur Teilnahme einladen; der laute Ruf des Muezzin, der die Muslime fünfmal am Tag zum Gebet auffordert; die Sabbatsirene an der Westmauer (= *Klagemauer*), die den Beginn des Sabbats anzeigt. An ausgewählten Tagen lässt sich auch das Schofarhorn im Rahmen jüdischer Liturgie vernehmen und im Ramadan verkündet die *Ramadan-Kanone* das erlösende Ende des täglichen Fastens.

Man kann dem ruhig-getragenen benediktinischen Mönchsgesang auf dem Zionsberg lauschen oder diesen auch sangeskräftig unterstützen oder man versucht, einen Blick auf das Freitagsgebet der Muslime auf dem Haram es-Scharif (Tempelberg) zu erhaschen (die Teilnahme ist für Nichtmuslime nicht möglich). Direkt unterhalb der betenden Muslime, an der *Klagemauer*, der Westmauer des letzten jüdischen Tempels, finden sich – tagein, tagaus – ultraorthodoxe Juden, die murmelnd und den Oberkörper bewegend ins Gebet vertieft sind. Gut zu erkennen sind diese Zeitgenossen an den Schläfenlocken und ihren schwarzen Anzügen in Verbindung mit den obligatorischen Hüten. Synagogen stehen Besuchern meistens offen, sofern man *anständig* gekleidet ist und Mann eine Kopfbedeckung (Kippa) trägt. Die Synagogenliturgie ist – dank der hebräischen Sprache – weltweit gleich, wobei es mir persönlich besonders die vielfältigen Gesänge angetan haben.

Doch auch innerhalb der christlichen Religion lässt sich einiges entdecken: seien es zionistische Christen, die den dritten Tempel errichten und damit die Wiederkunft des Messias erzwingen wollen, seien es enthusiastisch-charismatische Gemeinschaften, die voller Inbrunst mit allen Sinnen und dem ganzen Körper den Herrn preisen (*Praise the Lord, Halleluja!*), seien es orthodoxe oder altorientalische Christen, deren Gottesdienst einem Angehörigen der lateinischen Kirche zum Teil so fremd anmutet wie indianische Stammesgesänge. Besonders deutlich und konzentriert tritt die innerchristliche Vielfalt in der Grabeskirche, der *Mutter aller Kirchen*, zu Tage. Hier hat fast jede christliche Untergruppierung zumindest eine kleine Kapelle oder sonstige Nische und ganz besonders spannend wird es, wenn der armenische Seminaristenchor in einen Sangeswettbewerb mit der franziskanischen Orgel eintritt. Da geht es hoch respektive *laut* her.

Und man selbst ist wieder einmal mitten drin. Gerade als Christ – und damit als Angehöriger einer religiösen *Minderheit* in Israel – ist man herausgefordert, sich seiner eigenen Identität bewusst zu werden beziehungsweise eine solche überhaupt erst einmal zu entwickeln. Wo gehöre ich selbst hin? Und wie verhalte ich mich zu der Anfrage, die eine derart *bunte* religiöse Umwelt nahezu automatisch an mich stellt?

Schlaglicht: Einkaufen

Doch wird in Jerusalem nicht nur gegessen, getrunken und gebetet, sondern auch der Warenerwerb ist möglich und wird fleißig praktiziert. Und erneut lautet das Motto: *Wer die Wahl hat, hat die Qual*. Möglichkeit Nummer eins: der Shop der Dormitio. Dieser liegt vom Beit Josef aus betrachtet am nächsten und bietet neben den typisch touristischen (Pilger-)Artikeln – unter anderem Steine, Öl, Wasser aus dem Heiligen Land,

Postkarten mit allen möglichen und unmöglichen Motiven, Wandposter, Reiseführer, diverse religiöse Bücher und sonstige Devotionalien – auch einige Dormitio-spezifische Produkte, wie zum Beispiel Jubiläumsweihrauch oder -kerzen. Man kann mit Shekel oder Dollar bezahlen, kommt mit Deutsch wunderbar zu Recht und gehandelt werden muss auch nicht: Die zum Verkauf angebotenen Gegenstände sind akkurat mit Preisschildern ausgezeichnet und über die Höhe des Preises zu diskutieren, bringt wenig Erfolg. Dafür kann der Einkauf relativ rasch von statten gehen, vorausgesetzt, man weiß, was man will. Unnötige Konversation ist nicht zwingend erforderlich.

Ganz anders, wenn man sich in die teils engen Gassen des Suks der Altstadt wagt – Möglichkeit Nummer zwei für den Erwerb von Andenken oder auch Ge- und Verbrauchsartikeln jeglicher Art. Das orientalische Ambiente ist unverkennbar – angefangen bei lauter arabischer Musik, die in meinen Ohren unabhängig von Titel oder Interpret immer ziemlich gleich klingt, über duftende Gewürze bis hin zu den teils völlig unübersichtlichen Ladenlokalen. „Come into my shop!“ schallt es einem von jeder Ecke entgegen und ist man auf Einkaufsbummel, so sollte man dieser Aufforderung auch einmal folgen. Doch sucht man im Suk normalerweise lange und vergeblich nach Preisschildern, zumindest in den touristisch ausgerichteten Souvenirläden. So etwas gibt es dort nicht. Interessiert man sich für ein Produkt, dann heißt es fragen – die erhaltene numerische Antwort variiert von Tag zu Tag. Von daher ist es nahezu unerlässlich, zu handeln. Tut man dies nicht, so ist man selbst schuld und zahlt im wahrsten Sinne des Wortes den Preis für die eigene Zurückhaltung, Faulheit oder auch Feigheit. Daumenregel für den Einkauf im Suk: 50 % vom erstgenannten Preis. Es versteht sich von selbst, dass ein derartiger Einkauf etwas Zeit erfordert und normalerweise fällt man im arabischen Kontext auch nicht sofort mit der Tür ins Haus. Da gilt es, erst etwas Konversation zu betreiben („Hello.“; „Hello, how are you?“; „Oh, fine! And you?“; „Also fine, thanks a lot.“), für gewöhnlich gehört ein Tee oder arabischer Kaffee auf Kosten des Hauses zum Verkaufsgespräch dazu. Derweil redet sich der Händler den Mund fusselig, dass das Produkt garantiert in langjähriger Handarbeit gefertigt und von herausragender Qualität ist – auch ein Schild „Made in Taiwan“ bringt ihn nicht aus der Ruhe. Außerdem ist er ununterbrochen damit beschäftigt, zu versichern, dass er gerade und ausschließlich in diesem Fall einen besonders guten Preis macht – bei Frauen wird meistens die Masche „Because you have so wonderful eyes“ ausprobiert. Sollten die zähen Verhandlungen überstanden und am Ende wirklich etwas gekauft worden sein, dann sagt die Art der Verabschiedung viel über das an den Tag gelegte Verhandlungsgeschick aus: Wird man überfreundlich hinausbegleitet, dann ist wohl noch etwas Übung angebracht, hat man dagegen den Eindruck, das nächste Mal kaum mehr hereingebeten zu werden, dann hat man vielleicht etwas übertrieben mit dem Herunterhandeln. Meine Empfehlung: der goldene Mittelweg.

Alle, die im Abteishop nicht zufrieden gestellt werden, aber auch vom lauten und teils anstrengenden Einkaufsbummel im Suk genug haben, empfehle ich einen Ausflug in die jüdische Neustadt Westjerusalems oder einen Besuch in einer der zahlreichen

Malls der Stadt. Hier wie dort findet sich in unterschiedlichen Größendimensionen ein buntes – allerdings gleichfalls lautes – Einkaufsparadies mit unzähligen Läden, Boutiquen und dergleichen mehr. Hier kann man ganz im westlichen respektive amerikanischen Stil shoppen gehen, die Taschenkontrolle am Eingang darf einen nicht abschrecken.

Wie man sich auch entscheidet, wo auch immer die persönlichen Präferenzen liegen, Jerusalem ist auch in einkaufstechnischer Hinsicht alles andere als *monolithisch*. Und wer möchte, kann problemlos zwischen den Welten wandeln und sein/ihr Geld auf sehr unterschiedliche Weise ausgeben.

Schlaglicht: Zeitempfinden/Zeitmanagement

Noch ein wichtiges Gebiet sei angesprochen: Zeitmanagement/Zeitempfinden. Das Beit Josef ist das Studienhaus eines deutschen Studienprogramms. Das merkt man schon allein daran, dass die Veranstaltungen pünktlich beginnen – zumindest sollen sie dies. Eine Handglocke mahnt die Späten und Säumigen und wenn auf dem Stundenplan steht, dass es morgens um 8.30 Uhr losgeht, dann fängt die Vorlesung auch zu dieser Zeit an. Dies klappt erfahrungsgemäß am Beginn des Studienjahres noch besser, im Laufe der Zeit lässt die Pünktlichkeit der Studierenden immer mehr zu wünschen übrig. Und dies ist im Grunde nicht weiter verwunderlich, beginnt doch außer im Beit Josef – und meistens in der Abtei Dormitio (Tagzeitenliturgie) – in Jerusalem so gut wie nichts hundertprozentig pünktlich. Das ist jetzt natürlich auch etwas übertrieben, doch ist der Alltag durch und durch von einer – nennen wir es mal – *orientalischen* Mentalität geprägt. Die Grunddevise lautet: *Schwaj, schwaj*, was so viel wie *Langsam, langsam* oder *Immer mit der Ruhe, gemach, gemach* bedeutet. Zehn Minuten können problemlos auch zwei Stunden dauern und gerade Handwerker arbeiten nach dem Motto: *Komme ich heute nicht, komme ich vielleicht morgen oder vielleicht auch nächste Woche*. Man weiß es nie so genau. Die Dinge werden (meistens) etwas ruhiger angegangen, unnötiger Stress wird vermieden. Das mag jetzt die völlig einseitige Sicht eines Westeuropäers sein: Ich für meinen Teil erlebe den Alltag hier oft genug so. Und das für mich selbst Erschreckende: Ich passe mich an! Mittlerweile nehme ich es mit der pünktlichen Einhaltung von Terminen selbst nicht mehr so genau und was man heute kann besorgen ... – das kann man auch getrost auf morgen oder übermorgen verschieben. Diese *Fortentwicklung* könnte unter dem Stichwort *Inkulturation* verbucht werden, die in einer fremden Umgebung immer wieder zu den großen Tugenden zählt. Außerdem lebt es sich auf diese Weise manchmal einfach leichter, eine Portion Gelassenheit hat noch niemandem geschadet. Doch andererseits gilt im Beit Josef auch nach zwei Monaten Studienbetrieb noch die Maxime: 8.30 Uhr = 8.30 Uhr!

So erlebe ich mich selbst in Sachen Mentalität als durchaus wandelbar und ich schwanke hin und her zwischen unterschiedlichen kulturellen Ausprägungen.

Schlussendlich

Das Leben im Beit Josef, in Jerusalem, in Israel/Palästina fordert heraus, konfrontiert mit schier nicht zu verarbeitenden Eindrücken, ermöglicht Begegnungen der vielfältigsten Art und stellt nicht zuletzt vor die Herausforderung, zwischen deutscher Enklave einerseits und dem Ganzen drum herum andererseits zu leben, ja zu überleben. Dies fällt nicht immer leicht – mir zumindest. Groß ist ab und an die Versuchung, den geschützten Rahmen des Beit Josef nicht zu verlassen und sich der umgebenden Welt gar nicht erst auszusetzen. Manchmal habe ich dafür auch einfach nicht die Energie. Zum Glück gewinnen unterm Strich immer Entdeckungsfreude und Neugier, denn vieles wartet nur darauf, von mir aufgestöbert zu werden. Wäre doch sehr schade, wenn dies ungenutzt bliebe, oder? Und nur wer – zu Fuß! – die Jerusalemer Altstadt erkundet, wird die Erfahrung machen, wie christliches, muslimisches, armenisches und jüdisches Viertel kleine Welten für sich bilden. An mancher Stelle, wie zum Beispiel an der Schnittstelle zwischen arabischem Suk und jüdischem Cardo, lässt sich der Übergang mit Händen greifen. Mit einem einzigen Schritt lässt sich zwischen zwei Welten hin und her wechseln. Auch am Damaskustor, wo unverkennbar das arabische Ostjerusalem beginnt.

Die anzutreffenden Differenzen sind enorm und dabei ist bislang noch nicht einmal die Stadt Jerusalem verlassen worden. Fährt man 60 km gen Nordwesten, nach Tel Aviv, ist man wieder in einer anderen Welt – was nicht nur mit dem unterschiedlichen Klima (in Tel Aviv herrschen mediterrane Zustände) zusammen hängt. Diese Welt ist wesentlich areligiöser als die in Jerusalem, Strand- und Nachtleben pur. Folgende Faustregel wird für Israelis überliefert: „Jerusalem zum Beten, Haifa zum Arbeiten, Tel Aviv zum Feiern.“ Oder man begibt sich in die Westbank, beispielsweise nach Ramallah: Hinter der Mauer in den palästinensischen Gebieten findet sich wieder eine andere Welt, die dort zu sammelnden Erfahrungen sind eindrucklich und unvergesslich.

Grenzgänger zwischen verschiedenen Welten auf Zeit – Auf der Suche nach einer eigenen Identität inmitten des Trubels

Angesichts dieser Vielfalt, dieses Durcheinanders der verschiedensten Kulturen, Religionen, Mentalitäten heißt es, für sich selbst eine eigene Identität hier zu finden. Als Ausländer, der für längere Zeit in Jerusalem lebt, ist man kein Tourist im Heiligen Land. Doch ganz ehrlich: Manchmal wünschte ich mir, dass ich ein *Touri* wäre. Manches wäre einfacher, beispielsweise würde es einem nicht übel genommen, wenn bestimmte Kleidungskonventionen nicht beachtet werden. Kaum ein Tourist weiß nämlich, dass kurze Hosen entweder ein Zeichen für Armut sind oder bei den pauschal als *reich* qualifizierten Westeuropäern als grobe Unhöflichkeit aufgefasst werden. Deshalb sind Shorts in der Jerusalemer Altstadt auch bei noch so großer Hitze keine angemessene Bekleidung. Man hätte auch nicht mit arabischen (Un-)Pünktlichkeitsvorstellungen und orientalischer Mentalität zu kämpfen. Doch meistens bin ich froh, kein Tourist hier zu

sein, denn in zehn Tagen das komplette Heilige Land inklusive Jerusalem bereisen und gesehen haben zu müssen, erscheint mir kaum weniger anstrengend, als hier längere Zeit zu leben.

Doch bringen diese hypothetischen Überlegungen nicht weiter. Ich lebe hier für insgesamt neun Monate und bin nun einmal kein Tourist. Dass ich immer wieder doch für einen solchen gehalten werde, ärgert mich manchmal, manchmal entlastet es mich auch, doch für meine eigene Identität taugt die Definition *Tourist* auf jeden Fall nicht. Wer aber bin ich hier?

Ich bin zunächst einmal als Mensch hier, und zwar von der Nationalität her betrachtet als Deutscher. Ich habe einen deutschen Reisepass, für den ich immer wieder sehr dankbar bin: So manche Kontrolle ist problemlos und zeitsparend überstanden, so manche Tür öffnet sich einladend. Beides hängt auch damit zusammen, dass ich nicht *arabisch* aussehe, denn dann wäre die Sache grundlegend anders. Ich will hier nicht von Diskriminierung sprechen, doch es ist eine alltägliche Beobachtung, dass es Araber hierzulande schwerer haben. Ich muss mich nicht unterwegs ausweisen, wenn ich in die jüdische Neustadt zum Einkaufen gehe. Ein junger arabischer Mann dagegen, der wenige Meter vor mir geht, wird von der Militärpatrouille angehalten und muss Ausweis und diverse andere Dokumente vorlegen. Ich gehe weiter, komme ins Grübeln und stehe erneut vor der Frage: Wer bin ich hier und was tue ich hier?

Ich bin hier in Jerusalem von der Profession her betrachtet als Theologe, mit Blick auf die Religion als Christ, konfessionell zugespitzt als Katholik. Diese Identitätsbausteine bringe ich mit. Doch verändern sie sich hier in Jerusalem. In Bamberg, meiner Geburtsstadt, oder Münster, meinem letzten Studienort, war man als Katholik eine alltägliche, gewöhnliche Erscheinung. Man war nie groß angefragt, die eigene Religion war kaum Thema. Hier in Jerusalem sieht dies grundlegend anders aus. Hier werde ich von orthodoxen Christen als westlicher Christ, als Lateiner, wahrgenommen. Und jenseits dieser internen Differenzierungen sehe ich mich als Christ mit einem lebendigen Judentum konfrontiert, sowie mit einer starken muslimischen Zeitgenossenschaft.

Auf einmal wird mir die nicht zu leugnende Kontingenz meiner eigenen religiösen Identität bewusst: Wäre ich im jüdischen Viertel der Jerusalemer Altstadt geboren worden, dann wäre ich jetzt vielleicht ultraorthodoxer Jude; mit Schläfenlocken, schwarzem Anzug, Hut. Tag für Tag würde ich an die Westmauer (Klagemauer) eilen und dort meine Gebete verrichten. Oder hätte ich in Ostjerusalem das Licht der Welt erblickt, könnte ein guter Muslim aus mir geworden sein, der zum Freitagsgebet auf den Haram es-Sharif geht – wenn das israelische Militär mich lässt –, die 99 schönen Namen Gottes meditiert und im Ramadan von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang nichts isst und nichts trinkt. Nicht, dass ich falsch verstanden werde: Ich bin überzeugter Christ und auch *religiös*, doch dass dies so gekommen ist, hängt in meinen Augen nicht alleine von mir ab. Nennen wir es *Zufälle*, nennen wir es (göttliche) *Fügungen*, an der Grundproblematik ändert dies nichts.

Wer bin ich also hier? Ich habe viel über diese Frage nachgedacht, sowohl als ich selbst als Student am Theologischen Studienjahr teilgenommen habe (2000/2001), als auch jetzt in meiner Zeit als Assistent. Zu einem wirklich befriedigenden Ergebnis bin ich (leider) bislang nicht gekommen, doch so viel weiß ich: Ich fühle mich und lebe entsprechend hier als *Grenzgänger zwischen verschiedenen Welten auf Zeit*. Das mag jetzt für manchen vielleicht zu banal klingen, bei mir hat es jedenfalls etwas gedauert, bis ich diese *Identitätsdefinition* für mich klar hatte. Ich lebe hier zwischen vielen verschiedenen Welten, von denen ich nicht unberührt bleiben kann und will. Ein unbeteiligtes Dasein ist für mich nicht möglich. Gleichzeitig gehöre ich aber auch nicht wirklich dazu, manchmal zum Glück, manchmal eine schmerzvolle Erfahrung. Ich bewege mich auf der Grenze – und dies auf Zeit. Gerade die letzte Komponente ist mir an meiner *Identitätsdefinition* sehr wichtig.

Es wird nämlich die Zeit kommen, wo es heißt, Abschied zu nehmen vom Beit Josef und nach Deutschland zurückzukehren. Ich sehne diesen Augenblick nicht herbei, auch wenn es natürlich gleichzeitig bedeutet, viele liebe Menschen daheim wieder sehen zu dürfen, die ich zurücklassen musste. Doch momentan lebe ich einfach voll und ganz hier in Jerusalem und habe auch gar keine Zeit, mir groß Gedanken über das Ende des Studienjahres zu machen. Das kommt gewissermaßen von alleine und es nähert sich manchmal schneller, als mir lieb ist. Dennoch weiß ich sehr wohl, dass meine Zeit in Jerusalem befristet ist, und dies gehört zu meiner Identität hier grundlegend mit dazu.

Und so heißt es, weitere sieben Monate die begegnenden Spannungen wahrzunehmen und auch auszuhalten, sich anfragen zu lassen und vielleicht auch selbst immer wieder einmal zum *Fragezeichen* für andere zu werden.

„Komm und sieh!“ – Tag für Tag aufs Neue Neues entdecken

Wer jetzt wissen will, wie diese *Grenzgängerschaft auf Zeit* konkret zu leben ist, dem kann ich nur mit dem johanneischen Jesus sagen: „Komm und sieh!“ Wie es wirklich ist, lässt sich kaum mit Worten beschreiben, kein noch so guter und lebendiger Augenzeugen- bzw. Erfahrungsbericht kann im Letzten einfangen, wie sich der Alltag hier gestaltet. Dies lässt sich nun einmal nur *erleben*. Es gilt, sich vor Ort auf den Weg zu machen, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen und sich einzulassen, auf das, was kommt. Dies stellt eine große Herausforderung dar, keine Frage – positive wie negative Erfahrungen inklusive –, doch eine sehr lohnende, so viel kann ich versprechen.